

Zeitschrift: Marchring

Herausgeber: Marchring, Kulturhistorische Gesellschaft der March

Band: - (2009)

Heft: 50

Artikel: 30 Jahre Marchmuseum : 100 Gegenstände

Autor: Diethelm-Zollinger, Brigitte / Michel, Kaspar / Wyrsch, Jürg F.

Kapitel: Leben und Wohnen

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1044455>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Leben und Wohnen

Leben und Wohnen gehören zur Kultur des Menschen. Mit Leben sind hier nicht die biologischen Vorgänge, sondern die Art des Daseins gemeint. Für eine Mehrheit der Bewohner der March darf man wohl erst ab dem 19. Jahrhundert von Wohnen im heutigen Sinn reden. Einzig die Behausungen einer kleinen Oberschicht ermöglichen vorher ein bequemes Wohnen. Zu Recht wird dann «das 19. Jahrhundert wie kein anderes als wohnsüchtig» von Walter Benjamins «Passagen-Werk» bezeichnet.

Können Sie sich vorstellen, ohne Zentralheizung, ohne fliessendes warmes und kaltes Wasser, ohne Bad oder Dusche, ohne elektrisches Licht zu leben und zu wohnen? Alle diese Annehmlichkeiten sind Errungenschaften neuester Zeit.

Auch für Leben und Wohnen wirkte die March weit über ihre Grenzen hinaus. Bis weit ins 19. Jahrhundert lebten die meisten Leute in der March als Bauern. Gerade sie entwickelten und veredelten viele Möbel von den einfachen bäuerlichen Truhen zu den Schränken. Mit wachsenden finanziellen Möglichkeiten, aber auch mit eigenem handwerklichem Geschick entstanden schöne und typische Möbel und Einrichtungsgegenstände.

Der Tüchel erinnere daran, dass fliessendes Wasser in Küche und Badezimmer, das für uns alle so selbstverständlich ist, erst vor hundert Jahren eingeführt wurde. Vorher musste das Wasser am Dorfbrunnen geholt, mühsam ins Haus getragen, verteilt und sparsam genutzt werden. Zudem war kein warmes Wasser vorhanden, ausser es wurde extra im Holzfeuer geheizt. Das tägliche Bad oder die Dusche waren also mit grossen Vorarbeiten verbunden. Waschen war harte Knochenarbeit, ohne Waschmaschine, mit vorbereiteter Lauge, mit Schrubben und Spülen.

Das Bauernbuffet spricht die Sprache des einfachen Mannes, der bemalte Bauernschrank diejenige des künstlerisch veranlagten

Bauern, der den Stil der Oberen nachahmte. Die Truhe aus Siebenen zeigt die Entwicklung von Möbeltypen, entwickelten sich doch die Möbel aus der tragbaren Truhe zum Schrank. Noch im Mittelalter gehörte selbst das Haus zu den Mobilien und nicht zu den Immobilien. Das Jugendstilbuffet der Möbelfabrik Stählin zeigt uns die Hochblüte der Möbelproduktion in der March, welche vor gut hundert Jahren begann, Massengüter zu produzieren, die für viele Leute erschwinglich wurden und zur Wohnkultur viel beitrugen. Wie hilflos standen die Leute damals mit dem Feuereimer von 1842 einem Brand gegenüber, dem wir heute sogar mit modernsten Mitteln oft kaum beikommen? Wie viel Kraft erforderte die Arbeit mit dem Brennholz, das wohnliche Wärme spendete, mit dem Zappi, wo heute Maschinen diese Schwerarbeit verrichten?

Das geflochtene Reisekörbchen gehörte Martina Mächler aus Innerthal, die es für den Kirchgang benutzte. Als Beleg gilt, dass früher schon einige Leute immer wieder ins Bad Pfäfers zur Badekur reisten. Als Luxus galt die Sackuhr. Die Zeit massen früher einzig Sonnenuhren, später die Uhren am Kirchturm, die meist täglich vom Sigristen nach der Sonnenuhr gerichtet wurden.

«Tempora mutantur et nos mutamur in illis». Die Zeiten ändern sich und wir uns mit ihnen, sagten bereits die Römer. Besonders in Lebensstil und Wohnkultur gilt dies, wie die wenigen Beispiele belegen. Ein nachdenkliches Betrachten dieser Gegenstände und ein Vergleich zu heutigen Lebensumständen bereichern und machen dankbar.

JFW

Teuchel

Alter unbekannt

Gefunden in Lachen, Herrengasse,
bei Kanalisationsarbeiten 1976

Holz, Baumstamm ausgehöhlt

a) 37 x 47 cm, b) 23 x 20 cm

Sammlung Marchring, MR 896 a, b

Wasser ist die Quelle des Lebens. Europa und speziell die Schweiz sind von Natur aus wasserreich. Dennoch steht nicht in ausreichendem Masse dort Wasser zur Verfügung, wo es benötigt wird. Von den Römern kennen wir die Aquädukte, wörtlich Wasserführer, gewaltige Kunstbauten, welche sogar Täler überquerten. Auch im Mittelalter wurde Wasser befördert, in Röhren und ganzen Systemen, was besonders die Klöster beherrschten. Das Kloster Einsiedeln soll bereits 934 Quellwasser zum Frauenbrunnen geleitet haben. Zürich baute 1430 über fünf Kilometer die Albisrieder-Leitung zu den Stadtbrunnen.

Um 1500 war der Wasserverbrauch verhältnismässig gering. Im häuslichen Bereich benötigte man Wasser vorwiegend zum Kochen und Trinken, zum Waschen von Händen und Geschirr und zur Reinigung der Wohnung. Die Wäsche wurde an besonderen Waschplätzen besorgt. Man badete an Badeplätzen oder in Badehäusern. Mehr Wasser verbrauchten einige Gewerbebetriebe und natürlich die Bauern für ihr Vieh.

Das Wasser holten die Leute am Brunnen im Dorf oder vor dem Bauernhaus, wohin es ab der meist nahe gelegenen Quelle geleitet wurde. Die Leitungen bestanden aus Holz, den so genannten Teucheln, im Dialekt Tüchel genannt.

Die Renaissance verbesserte die Technik und förderte die Brunnen überall. Dorfbrunnen sind in Lachen mit dem

Rathausbrunnen schon um 1507 fassbar, der «Gallenbrunnen» auf der Egg in Tuggen bereits im 15. Jahrhundert. In Siebenen überwacht um 1619 eine Brunnengenossenschaft den Löwenbrunnen, in Buttikon regelt 1643 ein Vertrag den Unterhalt des Brunnens zwischen Genossen und Un- genossen. Eine Brunnenordnung sorgt 1645 in Tuggen für die Brunnenhygiene beim ehemaligen Rössli. Im 18. Jahrhundert sind in Lachen bereits drei Dorfbrunnen erwähnt, und 1750 erstellt sogar ein Privater eine Wasserleitung aus Tücheln.

Die Teuchelherstellung war ein exaktes Handwerk. Den viele Meter langen Baumstamm bohrte man von beiden Seiten mit einem speziellen Teuchelbohrer auf. Das Holz wurde im Boden durch Wasser, Erde und Kalkablagerungen steinhart.

Die modernen Wasserversorgungen mit Leitungen direkt ins Haus entstanden in der March erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts (Lachen 1903, Tuggen 1905). Die neuen Leitungen ersetzten die Teuchel. Damit entfiel das mühsame Wassertragen vom Brunnen und erleichterte besonders den Frauen das Leben. Der Wasserverbrauch stieg dann an.

JFW

Literatur:

Hoffmann Albrecht (Hg.), Die Wasserversorgung in der Renaissance, Geschichte der Wasserversorgung Bd. 5, Mainz am Rhein 2000.

Vischer Daniel, Wasser, Quelle des Lebens, Stäfa 2004.



MR 896 a



MR 896 b

Waffeleisen

1589

Schmiedeeisen, graviert

Gesamtlänge 75 cm

Durchmesser der Platten 15,7 cm

Sammlung Marchring, MR 3496

Die beiden runden Platten des Waffeleisens sind je mit den Wappen Gallati (Gämsgeweh) und Gugelberg (steigende Gämse) kunstvoll graviert. Am Rand gravierte Majuskel-Umschrift:

«HOVPT(mann) CASPAR GALLATI VO(n) GLARVS RITTER K(öniglicher)M(ajestät)ZV(o)FRANC(ich)VNDF(ürstlicher?) DVRCHL(aucht?) VO(n) ANYAN (Anjou?) GEWESNER FELD OBERIST DER EIDGNO(ssischen) REGI(menter) 1589»

«VERENA GVGELBERGIN SIN EELICHER GMAHEL ANNO DOMINI 1589»

Wappen und Inschrift beziehen sich auf den berühmten Hauptmann Kaspar Gallati (um 1535–1619), von Glarus, der während über 60 Jahren vier französischen Königen diente, zuletzt als Oberst der königlichen Leibgarde. Er wurde 1587 von Heinrich III. zum Ritter des St. Michaelsordens geschlagen.

Dass Verena Gugelberg die Gemahlin dieses erfolgreichen Militärunternehmers war, lässt das Ansehen der Familie Gugelberg von Lachen erahnen. Mehr zu ihrer Herkunft als «von Lachen» ist leider nicht zu erfahren, weshalb wenigstens dieses «eherne Denkmal» im Marchmuseum an diese bedeutende, jedoch im 18. Jahrhundert ausgestorbene Märchler Familie erinnern soll.

Kaspar Gallati und Verena Gugelberg stifteten 1612 das Näfeler Beinhaus. Es sind die Grosseltern von Oberst Kaspar

Freuler (um 1595–1651), Nachfolger seines Grossvaters in französischen Diensten, der in seiner Heimat einen der grossartigsten Paläste des 17. Jahrhunderts baute. In diesem herrschaftlichen Haushalt wird unser Waffeleisen über Generationen zum «Kücheln» von Waffelgebäck gedient haben, das den Gästen an Festtagen zum Dessert oder zu einem Trunk gereicht wurde und bei näherer Betrachtung Anlass gab, den Ahnenstolz zu pflegen.

Die Teigmasse aus Butter, Weissmehl, Rahm und Eiern wurde zwischen den am Herdfeuer erhitzten Eisenplatten gebacken. Unser Objekt ist ein so genanntes Zangenwaffeleisen, wovon in Deutschland und der Schweiz zahlreiche Beispiele seit dem 15. Jahrhundert erhalten sind. Sie tragen neben Sprüchen und weltlichen oder religiösen Symbolen vielfach Allianzwappen und unterstreichen damit den Zusammenhang mit familiärem und häuslichem Brauchtum.

Das Waffeleisen ist ein Geschenk von Ueli Blöchliger aus dem Nachlass seines Vaters Alois Blöchliger-Kuster (1897–1979), ehem. Spitalverwalter, Uznach. Dieser erwarb es aus dem Nachlass der «Fräulein» Marie Leiter (1856–1933) in Uznach, deren Mutter Josefine geb. Henner mit den letzten Inhabern des Freulerpalastes verwandt war, wodurch nach dem Verkauf des Palastes (1841) Familienandenken und Teile des Familienarchivs als Erbschaft zu Leiters nach Uznach gelangten. AJ

Literatur:

Davatz Jürg, Der Freulerpalast in Näfels. Museum des Landes Glarus, Glarus 1995.

Henkel Ellen N., Wunderbare Waffeln. Kulturgeschichte eines Gebäcks aus dem Waffeleisen (Veröffentlichung des westfälischen Freilichtmuseums Detmold), Essen 2003.

Jörger Albert, 600 Jahre Genossame Lachen, Lachen 2006, S. 150 f.

Mogensen-Gallati Mogens, 500 Jahre Genealogie und Geschichte des Glarner Geschlechtes Gallati, Arbon 1984.



Wappen Gallati
(seitenverkehrt abgebildet)



Wappen Gugelberg
(seitenverkehrt abgebildet)

Bauernbuffet

1782

Galgenen, Brasmannwiese, Hinterberg 19

Holz: Tanne, Nussbaum, Buche

210 x 132 x 38 cm

Sammlung Wyrsch, W 1

Als in Häusern des zu Wohlstand und Selbstbewusstsein gelangten Stadtbürgers das Buffet zum Schaumöbel für wertvolles Geschirr wurde, ahmten dies die Bauern nach. Das vorliegende typische Bauernbuffet, das in seiner Machart von einem begabten Bauern selbst hergestellt wurde, zeigt die typischen Stilmerkmale schweizerischer Barock-Buffets.

Das vorgestellte, 1782 datierte Buffet diente in der besseren Stube als Anrichte mit Giessgefäß und zur Aufbewahrung von Tafelgerät. Das Aneinanderreihen mehrerer Fasadenelemente, wie es für das schweizerische Buffet im Barock typisch ist, weicht von der Symmetrie ab, die im Barock gesucht wird.

Das Buffet war im Bauernhaus eingebaut. Den oberen Kranz schmückt die eingelegte Jahreszahl 1782. Der symmetrische Oberteil prunkt mit zwei gefüllten Türchen mit einem reichen, den Barock charakterisierenden Ornament. In der oberen Wölbung sind Muscheln des Rokoko angetönt. In der Mitte findet sich das Geheimfach. Mit einem einfachen, aber effizienten Mechanismus wird es verschlossen.

Der Mittelteil straft die Symmetrie. Links findet sich die Anrichte mit drei kleinen, verzierten Schubladen. Unter- teilt von einer der drei geschwungenen, leichten Stützen, welche den Aufsatz tragen, befindet sich rechts der Was- serteil mit dem fehlenden, meist verzierten Giessgefäß aus Zinn.

168

Der Unterteil, in der Höhe wiederum asymmetrisch, nimmt in beiden Türchen die Symmetrie wieder auf. Die Schublade und beide gestemmten Türchen hinken mit barock verzierten Füllungen dem Prunk des Oberteils nach.

Die Ausführung ist in Handwerkstechnik und in Verwendung von mindestens drei Holzarten der Werkstatt eines Bauern zuzuschreiben. Dem Möbel fehlt die für Herrschaftshäuser repräsentative Feinheit und Eleganz. Grob und ungelassen, eher wuchtig und unharmonisch kommt es daher. Dennoch war es eine Zierde eines gehobenen Bauernhaushaltes und betont das gegen Ende des 18. Jahrhunderts gesteigerte Selbstbewusstsein der Mittelschicht in ländlichen und gebirgigen Gegenden.

Das Möbel belegt den Sammler Wyrsch, der viele solche repräsentative Möbel mit bäuerlichem Charakter vor Antiquaren und der Zerstreuung in alle Winde und ebenso vor dem Feuer bewahrte, kehrte doch damals «Das Neue» in die hinterste Bauernstube ein und zerstörte deren ureigenen Charakter.

JFW



Lichthäuschen

Vermutlich um 1720

Seefund bei Nuolen

Sandstein, gehauen, Türchen fehlt

33 x 22 x 17 cm

Sammlung Marchring, MR 856

In einem Brief an Prof. Dr. phil. Leonhard von Muralt vom 4. März 1960 berichtete Attilio Wichert (1912–1963), man habe das Lichthäuschen «vor Jahren» aus dem See bei Nuolen gezogen. In einem späteren Zeitungsbericht erwähnte man, dass es anlässlich der grossen Baggerung am See gegen den Buechberg entdeckt worden sei. Dieses Häuschen aus Sandstein besitzt die Form einer kleinen Kapelle mit sechseckigem Grundriss. Die Lichtnische war mit einem ursprünglich noch vorhandenen SchmiedeisenTürchen verschlossen. Das umschliessende Gehäuse ist mit reichen Fruchtgehängen und dem Vollwappen der zürcherischen von Muralt geschmückt. Dieser evangelische Zweig der aus Locarno stammenden de Muralto musste die Heimat aus Glaubensgründen verlassen und zählte bald zu den wohlhabendsten Bürgerfamilien der Stadt.

Tabernakelartige Lichthäuschen wurden einst als Totenleuchten gebraucht und in Zürich vor allem in nachmittelalterlicher Zeit als profane Lichtsteine benutzt. Denn in vorindustrieller Zeit war die öffentliche Beleuchtung auch in Zürich spärlich. Das Alltagsleben der Stadtbewohner richtete sich damals nach der natürlichen Helligkeit. Abends pflegten Hausbewohner gleichsam Laternen oder sog. Lichthäuschen mit Windschutz im Hausgang oder vor dem Haus als Positionslichter aufzustellen. Letztere schmückte man nun der bürgerlichen Dekorationslust entsprechend mit Girlanden und Wappen. Um ein solches profanes Beispiel mit reichem, plastischem Schmuck handelt es sich auch beim Museumsexemplar.

170

Das prächtige Wappen auf der Gehäuserückseite entspricht dem Wappen des Stiftungsbriefes von 1720. Auf dem Schild ist eine Doppelturmfrontfassade als Ruine dargestellt, zwischen den Türmen steht eine Lilie, drei weitere umgeben die Fassade. Im Zimier hält die Schachkönigin in der einen Hand die erwähnte Doppelturmfrontfassade, in der anderen eine Gleve (Waffe) sowie einen Schild mit Sonne. Letzteres spielt auf die legendäre Abstammung der Muralti vom hochadeligen französischen Geschlecht der Comtes de Clairmont an.

Dergestalt wird das Wappen gleichsam zum Abzeichen der Familie und ihres gesellschaftlichen Standes. Die reichen seitlichen Fruchtgehänge mit den exotisch anmutenden Granatäpfeln hingegen präsentieren sich in naturalistischer, barocker Üppigkeit. Sie besitzen aber keine tiefere Bedeutung und sind rein dekorativ aufzufassen, denn Zierwerk und Wappen des Lichthäuschens sollen den Besucher auf die angesehene Familie und ihren repräsentativen Wohnsitz mit entsprechend prunkvollen Gemächern vorbereiten.

BD

Literatur:

Archiv der Familie von Muralt, Staatsarchiv, Zürich, sowie freundliche Mitteilung Dr. B. Stadler.
March-Anzeiger vom 16.7.1963.
Schweizerisches Idiotikon, Bd. 2, Frauenfeld 1885, S. 1716.

Internet:

http://de.wikipedia.org/wiki/Johannes_von_Muralt
<http://hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16232-1-2.php>



Bemalter Bauernschrank

18. Jahrhundert

St. Peterzell SG

Tanne mit Bauernmalerei

185 x 128 x 54 cm

Sammlung Wyrsch, W 269

Im 18. und besonders im 19. Jahrhundert nahm vermutlich der Import von Fertigmöbeln immer mehr zu, bevor die Möbelindustrie in der March Fuss fasste und dann zu einer Hochblüte heranwuchs. So manches Stück, das seit langer Zeit in einem Märchler Haushalt stand oder noch steht, kann durch Erbschaft aus einer anderen Region hierher gelangt sein. So dürfte es mit diesem eintürigen Schrank geschehen sein, der am Lauf beschriftet ist «aus St. Peterzell 1941».

Der eintürige Kasten zeigt uns, dass auch im Bauernhaus- holt im 18. Jahrhundert solche Fertigmöbel von kundiger Hand verschönert wurden, indem man sie in typischer Bauernmalerei mit Blumen, Ornamenten und teils sogar mit Landschaften dekorierte. Damit entstand aus dem einfachen Tannenmöbel ein kleines Prunkstück, das in der Wohnung einen Ehrenplatz einnahm und eine gewisse Be- haglichkeit und Wärme ausstrahlte. Zudem verklärte die Malerei das einfache, strenge und körperlich harte Arbeits- leben. Ob hier der Kasten unbemalt angeschafft wurde und ein Familienmitglied diesen bemalte oder ob er als bemaltes Serienstück verkauft wurde, muss offen bleiben. Bei individuell bemalten Schränken sind meist Mono- gramm angebracht mit einer Widmung, Initialen und Lebensdaten der Besitzer. Alle diese Vermerke fehlen, so dass eher eine serielle Fertigung angenommen werden muss. Dennoch handelt es sich um ein individuelles Schmuckstück. Im Innern sind vier Tablare angebracht, was auf die Verwendung als Wäscheschrank hindeutet.

172

Den Barockkasten mit einer einzigen Türe schmückt das IHS-Monogramm zwischen stilisierten Ranken oberhalb der Türe. Die Malerei ist in grünlichen, rötlichen und bräunlichen Tönen gehalten. Die Türe in der Mitte ist schmal. Die beiden seitlichen Frontwände sind mit einem rechteckigen Band mit stilisierten Blüten und Ranken verziert. Alle Rechtecke enden oben in einem Bogen. Im Türblatt wird der Blumenflor breit umrankt. Im Fuss ist eine Schublade mit einem horizontalen Rechteck verziert, das über die Schublade hinaus reicht. Die Malerei ist grosszügig aufgebracht und zeigt einen Künstler, der in dieser Art geübt scheint.

Schloss und Beschläge sind alt und aus der Zeit des Kas- tens. Der Sockel ist neu. Oben wurde eine Leiste ersetzt und die Malerei angepasst. Unklar bleibt leider, wie der Kasten in die March kam oder ob ihn Pfarrer Dr. Eduard Wyrsch in St. Peterzell erwarb. Eher dürfte es sich um ein Stück handeln, das mit einer Erbschaft in die March ge- langte und hier restauriert wurde. JFW



Truhe

1671

Siebnen

Verschiedene Hart- und Weichhölzer

82 x 175 x 67 cm

Sammlung Wyrtsch, W 82

Truhen gelten als ursprünglichste Form der Möbel. Sie dienten verschiedenen Zwecken. Einmal nahmen sie Kleider auf, ein andermal bargen sie Essensvorräte wie gedörrte Schnitze über den kargen Winter, dann wieder Tafel- und Küchengeschirr und andere Sachen. Sie hatten den grossen Vorteil, tragbar zu sein. Dank zwei Hebeln auf beiden Seiten waren sie von zwei starken Händen leicht zu transportieren. Heutige Schränke werden beim Umzug zerlegt und wieder aufgebaut. Wohl waren Umzüge früher weit weniger häufig als in unserer mobilen, modernen Gesellschaft. Dennoch musste die Habe fahrbar sein, zählte doch im Hochmittelalter sogar das Holzhaus zur Fahrhabe, also zur Mobilie und nicht zur Immobilie.

Die mit roter Jahrzahl «Anno 1671» datierte Truhe ist aus verschiedenen Holzarten gefertigt und reich geschmückt. Die Front ist strikte dreigeteilt mit drei gleichen, rechteckigen Füllungen. Die beiden seitlichen Füllungen sind mit Ornamenten eingekerbt und rot bemalt. Auf der mittleren Füllung prangen die Jahreszahl und rechts die Initialen H K. Die vier Zwischenstücke sind unterschiedlich geschuppt, gekerbt und mit Farbe unterlegt. Diese rechteckige Dreiteilung zeigt Stilelemente der Renaissance. Die ornamentalen, eingekerbten, rot hinterlegten Figuren und die symmetrisch geschweifte, ausgesägte Konsole mit den zwei kreisrunden Ornamenten links und rechts mit der geschweiften Linie in Schwarz deuten den Barock an.

Der Deckel besitzt nur zwei Füllungen. Dafür ist der Rand reich ausgestaltet und geschnitten. Die Kerben sind mit roter Farbe verziert. Die Holzarbeit der ganzen Truhe samt dem reichen Schnitzwerk ist fein und detailgetreu ausgelegt, die Ritzungen ins Holz, vielleicht späteren Datums, eher etwas ungenau und grob.

Der auf dem Deckel eingekerbte Spruch dürfte späteren Datums sein. Er lautet:

«ZEVOR THA / DERNA DÄNKT // HET MÄNGE MA / IS LEID GRÄNKT.»

Zuerst getan, später erst gedacht, drängte manchen Mann ins Leid. Flankiert wird die Lebensweisheit von zwei Rosetten und einem unklaren Symbol. Schrift und Symbole sind in das Tannenholz eingekerbt und wirken gegenüber der gesamten Eleganz und Ausgewogenheit der Truhe gröber. Es ist daher zu vermuten, dass diese Verzierungen später hinzugefügt wurden, als es Mode wurde, Schränke zu bemalen und mit Sprüchen und Ornamenten aufzuhüften.

Wir sind froh, dass die Truhe als Erinnerung früherer Möbelkunst dank des Sammlers Pfarrer Wyrtsch der Landschaft March erhalten geblieben ist. JFW



Drei Gewürztönnchen

Um 1910

Villeroy & Boch in Wallerfangen
Weisses Steingut, mit blau-grauem Dekor
12 x 6,5 x 6,5 cm
Sammlung Marchring, MR 2765.2-4

Zu den Untergruppen der Keramik zählen Fayence, Porzellan, Steingut, Steinzeug und Terrakotta. Im 18. Jahrhundert waren Fayence und Porzellan in Europa vorherrschend. Vor allem das teure Porzellan versuchte man in unzähligen Experimenten durch eine gute, günstigere Alternative zu ersetzen. 1769 gelang es Josiah Wedgwood, das kurz zuvor entdeckte Steingut, weiss brennenden Ton mit transparenter Glasur, seriell einzusetzen. Doch diese ersten Geschirrergebnisse brachen leicht und erst allmählich konnte ein widerstandsfähiges Steingut produziert werden. An dieser Verbesserung hatte Deutschland einen beträchtlichen Anteil. Bis um 1850 entstanden dort 50 Fabriken. Zu diesen zählte auch der spätere Marktführer Villeroy & Boch, der mit seinen qualitätvollen Gebrauchsgeschirren aus Steingut auf eine empfängliche mittlere Käuferschicht im In- und Ausland stieß.

Das Angebot an Küchengeschirren wurde um 1900 vielfältiger. Auf den Regalen der bürgerlichen Küchen standen nun unter anderem Deckeldosen für Kaffee, Zucker, Reis, Gerste, Griess, Sago und kleinere Varianten dieser Behältnisse für Gewürze sowie Öl- und Essigflaschen. Einer solchen Garnitur sind auch die vier Gewürztönnchen der Sammlung zuzuordnen, deren Inhalt durch die Beschriftungen «Kümmel», «Pfeffer», «Gewürz» und «Muskat» gekennzeichnet wurde. Die genannten Behälter gehörten zum 16-teiligen Küchengeschirr der Serie «Metz», fabriziert in der Steingutfabrik Villeroy & Boch in Wallerfangen, was der schwarze Merkurstempel belegt.

176

Es handelt sich dabei um schmale, kubische, weisse Gefässe mit abgeschrägten Ecken. Sie werden durch blau-grauen Jugendstildekor bereichert, der mit Hilfe von Schablonen aufgespritzt wurde. Charakteristisch für diesen Stil sind lange, pflanzliche Motive. So überziehen zwei schmale, leicht geschwungene Stiele die seitlichen Partien der Vorderseiten und enden in stilisierten, lilienähnlichen Blütenmotiven, die bogenartig über den Bezeichnungen stehen.

Diese Gewürztönnchen stammen aus dem Haushalt der ledigen Schwestern Anna (1915–1998) und Balbina Glarner (1919–2003), die in Wangen den Beruf der Damenschneiderin ausübten und dort ein frommes, zurückgezogenes Leben führten. Vermutlich brachten bereits Vater Franz Glarner (1890–1952), Webermeister bei der Wangner Firma Bachmann, und Mutter Balbina geb. Eicher (1882–1945) die seriell produzierten Behältnisse als Hochzeitsgeschenk in den Ehestand. Die hübschen Küchendöschen lassen darauf schliessen, dass sie in einer gepflegten Haushaltung verwendet wurden, wo man eine differenziertere Kochkultur mit Kräutern pflegte und wo man Wert auf formschöne, dekorative Ausstattungsstücke legte.

BD

Literatur:

- Adler Beatrix, Wallerfanger Steingut, Geschichte und Erzeugnisse der Manufaktur Villeroy Vaudrevange (1791–1836) bzw. der Steingutfabrik Villeroy & Boch, Wallerfangen (1836–1931), Saarlouis 1995, Band 2, S. 199.
Berwing Margit, Weisser Michael, Zippelius Adelhart, Steingutfabrik und Kunstuferpferei Franz Anton Mehlem in Bonn und Steingutfabrik Villeroy & Boch, Bonn, Köln 1984, S. 110 f.
Figiel J. F., Revolution der Muster: Spritzdekor-Keramik um 1930, Karlsruhe 2006, S. 27/59.
Jahn Johannes, Wörterbuch der Kunst, Stuttgart 1975, S. 696.



Sackuhr (Taschenuhr)

1945

Galgenen, Peter Rüttimann, Öltrotte, Kreuzstatt

Metalllegierung, 7 Rubis

D 37 mm

Sammlung Wyrsch, W 139

Die Uhr ist der erste Automat, «Sich-selbst-Beweger», im Erfahrungsbereich des Menschen. Uhren waren zunächst ein solches Wunder, dass man sie lebenden Wesen gleichstellte. Waage und Zahnrad lassen ein Gewicht nur in kleinen Schritten sinken. Wer den Uhrenbau beherrschte, stand lange an der Spitze der Technologie. Die Klientel des Uhrenmachers blieb vorerst auf das Gemeinwesen oder potente Einzelne beschränkt, bevor die Uhr zum Massengut wurde.

In der March lässt sich die erste öffentliche Uhr 1659 im Dachreiter des Schlosses Grinau nachweisen, gefolgt von einem Malen der Kirchenuhr 1759 in Wangen. Die meisten Zeugnisse neuer Uhren, Ersatz für Vorgänger, finden sich im 19. Jahrhundert. Lokale Uhrmacher sind keine bekannt bis auf den Mechaniker Johann Peter Naeff von Siebenen, der in Altendorf die Uhr 1846 reparierte und später immer wieder revidierte.

Weit mehr waren wohl Wanduhren in gehobenen Wohnungen oder Standuhren in Gebrauch. Die mehrheitlich in Eisen, teils auch in Holz hergestellten Uhren meldeten den Bewohnern die Zeit und schlugen meist Tag und Nacht. Auch Taschenuhren sind seit Jahrhunderten bekannt, liefen aber zu ungenau. Zudem fragte es sich, welche Zeit man damals messen wollte: Die wahre Zeit des Sonnenlaufes ist nicht gleichförmig. Die Abweichung der Sonnenuhr zur mittleren Zeit, die gleichförmig wie eine exakte Uhr läuft, beträgt im Jahreslauf bis zu 14 Minuten

Nach- oder 16 Minuten Vorgehen. Heute leben wir mit der Mitteleuropäischen Zeit im Winter, welche von der wahren Ortszeit gegen eine halbe Stunde abweicht, da sie der Zeit 15° östlich von Greenwich entspricht. Zur Zeit der Eisenbahnen und des Telegrafen wurden weltweit diese 24 Zeitonen von 15° nötig. Der March-Anzeiger schrieb über den 8.4.1893: «...wir sind alle, ohne es bemerkt zu haben, um eine halbe Stunde älter und damit hoffentlich auch ein Bisschen weiser und braver geworden.»

Sehr genaue Uhren, auch Taschenuhren, wurden erstmals von John Harrison von 1737 bis 1760 hergestellt, damit man die Position eines Schiffes auf den Längsmeridianen berechnen konnte. Die Breite mass der Sextant als Elevation zu den Sternen.

Die Taschenuhr aus Galgenen entspricht einem einfachen Typ, der damals oft noch an Stelle der Armbanduhr getragen wurde. Die runde Uhr wurde mit dem Schlüssel aufgezogen, der an der Kette hing, an der die Uhr am Gewand befestigt war. Das Zifferblatt ist aus Email gefertigt und mit römischen Ziffern beschriftet. Auf der Innenseite ist graviert: «Cylindre 8 rubis». JFW

Literatur:

Dava Sobel: Longitude, The story of a Lone Genius who Solved the Greatest Scientific Problem of His Time, New York 1995.

Wyrsc Jürg, Von der Tuggner Zeit zur Sommerzeit, wie die Tuggner mit verschiedenen Zeiten von Sonne- und Turmuhr lebten, in: Pfarrkirche St. Erhard und Viktor zu Tuggen, Restauration, Lachen 1998.



Geflochtenes Reisekörbchen

Ende 19. Jh.

Herkunft: Inner- oder Vorderthal

Weiden, Peddigrohr, Leder, versilbertes Schloss

26 x 27 x 18 cm

Sammlung Marchring, MR 2838

Die Erzeugnisse der Flechtkunst reichen bis in die Urzeit der Menschheit zurück. Die vielfältigen geflochtenen Behälter entstanden zunächst als Hauswerk. Erst im Spätmittelalter bildete sich das selbständige Handwerk des Korbers oder Zeinlers heraus. Der Korbflechter stellte verschiedenste Korbarbeiten her wie Henkelkörbe aller Art, Zainen und Rückentragskörbe, Reise-, Flaschen-, Handarbeits-, Blumenkörbe, muschelförmige Wannen oder gar Korbmöbel.

Das Reisekörbchen des Museums besteht aus weissen Weiden und braun gebeiztem Peddigrohr. Weil die Weidenruten einen schlanken, wenig verästelnden Wuchs besitzen, leicht spaltbar, biegsam und zäh sind, galten sie bei uns als hauptsächliches Flechtmaterial. Sie wurden jeweils vom Spätherbst bis Ende Februar geschnitten. Um sie geschmeidig und weich zu machen, wässerte man sie. Die für Weisskorbwaren benutzten Ruten wurden anschliessend geschält und etwa ein halbes Jahr getrocknet. Um sie biegsamer zu halten, weichte sie der Korber vor der Verarbeitung ein und spaltete sie für feinere Arbeiten auf. Zum Flechten verwendeten die hiesigen Kleinhandwerker auch die langen Fäden des Peddigrohrs, was Markus Keel aus Degersheim bestätigt. Dieses gleichförmige Material stammt aus dem Mark der Rohrpalme, die im indischen Archipel heimisch ist.

Das Körbchen der Sammlung besteht aus einem rechteckigen Boden in einfacher Zäunertechnik. Das Wandgerüst bilden senkrechte Flechtstäbe in den Ecken und aufwärts

gebogene Staken. Die Seitenteile sind oben und unten von einer Weidenkimme begrenzt, dazwischen schiebt sich ein gezäumtes Muster mit Fäden aus Weiden und schmalen Peddigrohr. Die seitlichen Rundbogenpartien sind mit Weiden gezwirnt. Die gewölbten Klappdeckel sind separat gezäunt. Am Rand und in der Mitte werden sie mit einem braun gebeizten Peddigrohrstreifen belebt. Eine weitere Verschönerung bilden die ledernen, mit Metallnägeln dekorierten Zierbänder und die ledergefassten Handgriffe. Vor allem das versilberte, ziselierte und mit feinen historisierenden Ornamenten versehene Schloss verleiht diesem einfachen Täschchen einen vornehmeren Anstrich.

Um 1870 kamen solche Körbchen als Accessoire zu den eng anliegenden, eleganten Frauenkleidern auf. Bald wurde dieses Massenprodukt auch auf dem Land heimisch. Frauen benutzten es als Reisekörbchen oder in der Art heutiger Handtaschen, für den Kirchgang oder bei «besseren» Anlässen, wie Peter Bretscher vom Historischen Museum des Kantons Thurgau ausführt. Für die aus Innerthal stammende Martina Mächler (1856–1942) war es von besonderer Bedeutung, denn sie trug es jeweils sonntags zum Kirchgang und legte das Kirchengesangbuch und ein weisses, mit Spitzen versehenes Taschentuch hinein. BD

Literatur:

Strauss Gerhard, Lexikon der Kunst, Leipzig 2004, Bd. II, S. 527 f.



Feuereimer

1842

Buttikon

Holz, Eisen

H 26 cm, D 16,5 / 27 cm

Sammlung Marchring, MR 2804

Wohl keine alltägliche Bedrohung hat in früheren Zeiten schwerer auf den Menschen gelastet als die Gefahr einer Feuersbrunst. Es erstaunt denn auch nicht, dass die Obrigkeiten und die Behörden schon sehr früh feuerpolizeiliche Vorschriften erlassen haben und der gemeinsamen Brandbekämpfung grosse Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Gerade das 19. Jahrhundert, aus dem der Feuereimer aus Buttikon im Marchmuseum stammt, hat verheerende Wirkungen des «roten Hahns» gesehen. Stellvertretend können die grosse Feuersbrunst von Sargans (1811) oder etwa der Stadtbrand von Glarus (1861) erwähnt werden. Auch im Kanton Schwyz wütete im Laufe der Jahrhunderte das Feuer. Bekannt sind etwa die Dorfbrände von Schwyz (1642), Brunnen (1620), Arth (1719 und 1759) sowie Dorf- und Klosterbrände in Einsiedeln (1509 und 1577). Aus der March sind keine grossen Dorfbrände überliefert. Selbst das kleinstädtisch gebaute Lachen ist seit seinem Aufschwung nach 1400 nie einem grossen Feuer zum Opfer gefallen.

Trotzdem bestand gerade in Streusiedlungsgebieten wie der March für die zahlreichen Einzelgehöfte immer eine latente Gefahr. Konnte in grösseren Dörfern und den Städten der Feuerbedrohung durch die gemeinschaftliche Feuerbekämpfung mittels der Bereitstellung von Materialien und vorsorglichem Stauen von Feuerteichen und Gewässern sowie eigentlichen – vor allem nächtlichen – Brandwachen vorgesorgt werden, so blieb für die Gefahrenminderung auf den Einzelgehöften nicht viel mehr übrig, als

182

auf die Eigenverantwortung der Bewohner zu zählen. Versuche, eine staatliche Feuerbekämpfung zu organisieren, gehörten zu den Hauptaufgaben der Behörden. Selbst in Weilern und kleinen Dörfern, wie es zweifelsohne Buttikon im 19. Jahrhundert war, sind organisatorische Massnahmen getroffen worden. Der quasi «obrigkeitlich gekennzeichnete» Feuereimer aus dem Jahre 1842 von Buttikon ist ein repräsentativer Beleg dafür. In der Regel fanden pro Jahr mehrere Feuerwehrübungen statt und «kommunales» Löschgerät – wie unser Wassereimer aus Buttikon – wurde zentral gelagert, nicht selten unter dem so genannten «Vorzeichen», also unmittelbar beim Hauptportal der Pfarrkirche.

Der mit Verzierungen in roter Farbe beschriftete Feuereimer besteht aus eichenen Fassdauben, die von drei Eisenreifen zusammengehalten werden und an deren oberstem Reif ein eiserner Handhenkel befestigt ist. Solche Feuereimer galten als recht wertvolles Material, das gut unterhalten und gepflegt sein musste. In Anbetracht der mühseligen Löscharbeiten mit Wasserkesseln bedeuteten die in reichen Städten schon seit dem 16. Jahrhundert in Gebrauch stehenden Handspritzen auch auf dem Land ab dem 19. Jahrhundert einen grossen Fortschritt. Mit der Professionalisierung der Feuerwehren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und vor allem mit deren Motorisierung nach 1910/1920 wurde man dem bedrohlichen Feuer in den Dörfern immer mehr Meister. Insofern steht der Buttikner Feuereimer von 1842 für die gute alte, aber auch «brandgefährliche» Feuerwehrzeit in der March. KM

Literatur:

HLS, Band 4, Stichworte «Feuerpolizei», «Feuersbrünste», «Feuerwehr», Basel 2005.



Zappi

Ca. 1. Hälfte 20. Jh.

Holz, Eisen

L 134 cm, B 44 cm

Sammlung Marchring, MR 2052

Der «Zappi» ist ein Holzarbeiterwerkzeug und war ständiger, unverzichtbarer Begleiter des Holzers. Selbst im heutigen, modernen Forstwesen ist der Zappi noch auf dem Arbeitsplatz anzutreffen. Eigentlich handelt es sich beim Zappi um einen spitzen, recht massigen Haken, mit dem man Baumstämme ziehen oder wenden konnte. Länge und Form des Zappi erlaubten auch eine Benutzung als Hebel. Der handlich geformte Stiel mit einem so genannten Doppelknauf zum Ziehen der Baumstämme steckt in einem Loch des geschmiedeten Hakens, «Haus» genannt. Zusammen mit dem Kehrhaken, der Axt, der Waldsäge und dem Schäleisen, das für die Entrindung der gefällten Bäume benutzt wurde, gehört der Zappi zu den wichtigsten Werkzeugen für den Walddarbeiter. Zu Zeiten, als die so genannte «Handholzerei» noch an der Tagesordnung war und die Motorsäge und weitere technische Hilfsmittel noch nicht in Gebrauch standen, wurde mit dem Zappi Schwerstarbeit verrichtet.

Was heute modernste Forstmaschinen ausführen, wie zum Beispiel der «Harvester» (Holzvollernter), welcher halbautomatisch die Fällung, Entastung und Sortimentsbildung vollzieht, oder der «Forwarder» (Tragrückeschlepper), der das geerntete Holz aus schwierigem Gelände bis zum befahrbaren Weg für den Weitertransport anliefert, musste noch vor wenigen Jahrzehnten von Hand erledigt werden. Damals standen das «Reisten», das «Flössen», das Pferdefuhrwerk oder im Winter der Schlitten als Transportarten für das gefällte Holz, das vom Wald in die Nähe des Siedlungsgebiets gebracht werden musste, im Vordergrund.

184

Im Bezirk March, bei dem der Waldanteil noch heute rund $\frac{1}{3}$ der Gesamtfläche ausmacht, war die Holznutzung seit dem Spätmittelalter sehr intensiv betrieben worden. Waldnutzung, Holzausfuhr und die Aufsicht über die Waldungen, die von Waldaufsehern oder Bannwarten wahrgenommen wurde, nehmen in den Ratsprotokollen des Märchler Landrates bis weit in das 19. Jahrhundert hinein einen prominenten Platz ein. Der Holzverkauf in der March und die entsprechenden steuerlichen Auflagen der Obrigkeit in Schwyz gaben zudem immer wieder Anlass für Auseinandersetzungen zwischen dem Land Schwyz und seiner angehörigen Landschaft March. Wald und Holz war durchaus behördlich geregelt. In der Verordnung über das Forstwesen der March von 1822 werden zum Beispiel das freie, schadhafe Laufenlassen von Vieh im Wald oder das unerlaubte «Mähen» des Landwaldes streng geahndet. Untersagt war auch das «Rüthen, schwenden, stoknen, aeste häufnen, und verbrennen derselben, so wie das kohlen im Wald» bei einer Busse von 16 Franken. Auch das «Harznen» (Harzgewinnung) unterlag strengen Regeln. Schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts setzte in den Wäl dern der March eine geordnete Forstwirtschaft ein, die als wichtiger Erwerbszweig – vor allem im Wägital – galt. Noch heute ist die moderne Forstwirtschaft ein wichtiger Bestandteil der Ressourcennutzung in unserer Gegend. Nicht zuletzt für die Landschaftspflege fällt ihr in der March eine bedeutende Rolle zu. Der Zappi, der heute dem Marchmuseumsbestand zugehört, stammt aus der Sammlung von Kaspar Pius Krieg und ist ein beredter Zeuge der historischen Waldwirtschaft und Holznutzung in der March.

KM

Literatur:

Lüönd-Bürgi Lucia, Der Märchler Wald – lange kaum geschätzt und doch unschätzbar, Marchringheft 35/1995, Lachen 1995.



Jugendstilbuffet

Um 1910

Von Möbelfabrik Max Stählin, Lachen

Holz

220 x 115 x 54 cm

Sammlung Marchring, MR 1678

Der Jugendstil war eine gemeineuropäische Protestbewegung gegen die Vermassung und Geschmacksverrohung der industriellen Massenproduktion. Auch Persönlichkeiten aus Kunst und Architektur protestierten gegen die ständigen Wiederholungen vorangegangener Stilepochen wie Neorokoko, Neogotik usw. und kreierten einen neuen Stil, der die künstlerische Gestaltung der gesamten Umwelt des Menschen prägte. Der neue Stil musste klar, ehrlich und preiswert sein, ein Stil des Konstruktiven und Sachlichen.

So entstanden bald überreiche, verschlungene Formen nach floralen Vorbildern ohne klare Linien und Symmetrie. Oft bilden Blumen, Ranken, Lianen, Lilien und Seerosen Motive des Jugendstils. Später wurden die Formen wieder geradliniger und schlichter. Die Blumenornamentik reduzierte sich oft auf kleine Blumenschnecken wie beim abgebildeten Buffet mit den quadratischen und rechteckigen Ornamenten. In der Spätphase werden die floralen Anteile gar abstrakter und entfernen sich von der anfänglichen Intention der Naturnachbildung.

Das Buffet stammt somit aus der späteren Phase des Jugendstils, der sich so weit über die typische Zeit von 1895 bis 1910 halten konnte. Die Billigproduktion für den Bedarf der breiten Volksschichten nahm sich der Lachner Max Stählin vor. Bereits sein Vater Meinrad Stählin-Wattenhofer betrieb an der Feldstrasse in Lachen eine Schreinwerkstatt. Sein Sohn Max Stählin-Schwyter (1879–1925)

machte sich nach Lehr- und Wanderjahren die Zeitströmungen zu Nutze und begann nicht nur zur Freude seines Vaters mit der Serienproduktion einfacher Tannenmöbel. Zunächst fertigte er die Produkte im väterlichen Betrieb, wo noch immer Bauschreinerarbeiten ausgeführt wurden, bis sich 1903 eine Betriebsvergrösserung aufdrängte. Mit 24 Jahren baute Max Stählin nebenan eine Fabrik, das Werk 1, dem schon 1907 das Werk 2 folgte, noch ohne die oberen Stockwerke, welche die rasch ansteigende Konjunktur schon 1918 verlangte. Bereits 1923 wurde die 110 Meter lange Bretterhalle erstellt. Die blühende und bedeutende Lachner Möbelfabrik Max Stählin wurde dann 1929 um das Werk 3 und 1948 um das Werk 4 erweitert.

Lachens Möbelindustrie, welche neben Siebenen die bedeutendste war, erhielt 1912 nahe beim Bahnhof Konkurrenz durch die Genossenschaftsschreinerei ehemaliger Mitarbeiter Stählins. Diese ging 1917 in die Firma Rüttimann & Rothlin auf, welche über 100 Arbeitskräfte beschäftigte. 1924 arbeiteten bei Max Stählin 180 Mann und zum Höhepunkt nach dem 2. Weltkrieg gar 300 Mann. Das Buffet erinnert an den bedeutendsten Industriezweig der March in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. JFW

Literatur:

Michel Kaspar, Lachen, Bilder aus der Geschichte, Bd. 1, Lachen 1978.

